

Der Welt Spiegel

Illustr. Halb-Wochenschrift des Berliner Tageblatts



Der Hösling oder der Spiegel.

Von Cécile van Alwyn.

Es war einmal — zu jener Zeit, da es noch macht- ausübende Könige und Fürsten gab — da war einmal ein Hösling.

Dieser Hösling hatte eine Sonderbarkeit, eine symbolische Sonderbarkeit, wie ein gedankenvoller Beobachter seines Lebens einmal sagte: er konnte nicht ohne Spiegel leben. Er kam an keinem spiegelnden Gegenstand vorbei, ohne hineinzubliden; er führte in jeder Tasche ein Spiegelchen bei sich, und man hatte bemerkt, wie er sogar in öffentlichen Gärten oder auf der Straße stehenblieb, wenn er sich unbeobachtet glaubte, und lange — gedankenvoll oder gedankenlos — hineinstarrte. Daß seine Wohnung diese Gegenstände in den verschiedenartigsten Formen enthielt, war nicht verwunderlich; sogar seinem Bett gegenüber hing ein sehr großes, schrägaufgehangenes Trumeau, und man sagte, daß ein langer Blick darauf die Stelle des Abend- und des Morgengebetes bei ihm vertrat.

Aber das alles war nur das Äußerliche — das Symbol. Das Wesentliche war, daß der Hösling gar nicht in sich selbst lebte, sondern eben nur so weit seiner bemußt wurde, als er sich spiegelte. Nicht nur in Glas. In allem, was sein Bild zurückwarf. Vor allem in den Augen und der Meinung seiner Mitmenschen. In den Augen all seiner Mitmenschen, soweit diese als Publikum für ihn gelten konnten; in denen seiner höchsten Bekannten, insbesondere und vor allem in den strahlendsten, für ihn beinahe göttlichen, in den Augen des Herzogs, denen dessen Gattin, der schlanken, feinen und stets launischen Herzogin.

Der Graf war Kammerherr dieser schlanken launischen Herzogin, und da er ein ausgezeichnete Reiter war, wurde ihm die Günst zuteil, die hohe Frau allmorgentlich bei ihren Spazierritten begleiten zu dürfen. Diese Ritten waren ihm das stärkende und sprudelnde Lebenselixier seiner Lage. Schon wenn er sich morgens beim Handfuß in den Augen der fürstlichen Frau sah, dachte ihm der Tag voll hellster Hoffnungen, die sich dann auch erfüllen, wenn sie durch die weißen Wege des Landes oder über die steinigten Straßen des Residenzstädtchens ritten und sein Bild gleich neben dem der Herzogin in allen spiegelnden Fenstern und Lebensflächen und in allen ihnen andächtig zugekehrten Augen der huldgebenden und grüßenden Menge fand.

Auf solchen Wegen sah er sich beständig im Bewußtsein der anderen Menschen; er hörte das Volk seinen Namen mit dem der Herzogin zusammen sich zu tauchen; er wußte, daß man ihn besprach, er fühlte sich durchaus wesentlich und sehr wichtig. Und das beglückte ihn aufs höchste.

Die Gelegenheiten, bei denen er auf diese Art wichtig und für sich überhaupt erst wirklich dastehen konnte, möglichst zu vermehren, war der Inhalt — sowohl der gedankliche als auch der äußerlich geschäftige — seiner Lage. Und so

gelang es ihm sogar meist, alle Begebenheiten offizieller sowie intimer und intimster Art, an denen die fürstlichen Persönlichkeiten beteiligt waren, als einer der ersten zu erfahren.

Ganz selbstverständlich befaß er die oberste höfische Tugend der Verschwiegenheit, aber er benutzte mit Wollust die Gelegenheiten, von seinem Wissen um die höchsten Geheimnisse der stets neugierigst-lüsternden Schar der Augen-

dem unbewußten Drang, überhaupt zu einer Feststellung seiner selbst zu gelangen.

Der Graf hatte eine Frau, eine wunderhöne Frau sogar, eine Frau, so schön wie die böse Stiefmutter im Schneewittchenmärchen. Aber sie spielte keine wirkliche, eigentliche Rolle in seinem Leben. Obwohl sie ihn vergötterte — vielleicht gerade deswegen. Er sah sich gern in ihren strahlenden Augen, und das beständige Kreisen ihrer Gedanken um seine Person gab ihm eine angenehme Wichtigkeitsunterlage. Das war alles.

Der Graf befaß auch einen Sohn. Mit diesem Kinde hatte das harte Schicksal an seine Füre gepocht, um ihn doch einmal zur Wirklichkeit zu zwingen: der arme Junge war geistig nicht normal, nicht gerade schwachsinzig, nur eben zurückbleibend.

Im Fürstenhause war das gleiche Geschehen über die Eltern hereingebrochen. Dort trug man's nach außen in fürstlicher Haltung. Der Graf sah in seines Sohnes Leben eine Spiegelung der fürstlichen Geschichte, die ihm überdies noch die fürstliche Teilnahme zuführte. Dies tröstete ihn sehr. Wie man es mit dem fürstlichen Knaben getan, so brachte auch er seinen Sohn auf das Gut entfernter Verwandten, damit er die Gärtnerei lerne. Ohne Kummer und Bedenken tat er es, da sein Herr ebenso gehandelt hatte. Er wußte sich auch darin dem Schicksal vollkommen zu entwenden.

Nicht so seine Frau. Sie litt durch das Leben des Knaben. Aber das vorherrschende Gefühl ihres Daseins war die Liebe, die Leidenschaft für ihren Mann. Gedankenlos — sie war überhaupt ganz Nase und Instinkt und ohne jeden Intellekt — gab sie sich ihm hin. Sie fühlte, daß sie den Gatten nicht ganz befaß — wie sollte sie auch, befaß er sich doch selber nicht und wußte kaum, daß es dergleichen gab. Seit Jahren war nur ihr Ziel, ihn endlich eines Tages ganz zu besitzen. Und in diesem Wettkampf um ihn vergaß sie daher den Sohn.

Eines Tages glaubte sie endlich an Ziel ihrer Wünsche und am Ende ihrer Mühe angelangt zu sein.

Es war an einem Abend und im Schloß fand ein großes Fest statt zu Ehren einer auswärtigen Prinzessin, die vielleicht einmal Erbherzogin des Landes werden würde. Das Schloß strahlte und funkelte im Glanze von tausend Kerzen.

Der Graf liebte diese Feste über die Maßen, denn alles spiegelte — das Parfett, das sein Fuß gleitend streichelte in der besonderen Manier, die Höslinge dafür haben, das geschliffene Kristall der Kronleuchter, die blanken, goldstrotzenden Uniformen, die Farben von Brillanten und Edelsteinen, die deckelhohen Spiegel und die taufend strahlengierigen Menschengenossen.

Und alle Geladenen sahen, horchten, beobachteten und dachten nur, um die Fürstlichkeiten und den Hof in sich aufzunehmen und später widerzuspiegeln.

Am heutigen Abend fühlte sich der Graf besonders glücklich, denn er durfte den alten, erkrankten Oberhofmarschall vertreten.



Reichswehr und Sipo auf dem Marktplatz in Eisleben.

Im Vordergrund gesungene Kommunisten.

stehenden geschichte, anreizende Andeutungen zu machen, die ihren Zweck, seine Wichtigkeit darzutun, niemals verfehlten.

Diese Andeutungen vor einem andächtigen Publikum waren Höhepunkte seines Lebens; in solchen Augenblicken empfand er, daß er lebte. In solchen Augenblicken fühlte er sich vollwertig, geistig, intensiv leben.

Ja, man kann sagen, in solchen Augenblicken war er geschwollen vor Leben, wogegen er sich in Stunden — und deren gab es manche —, wo Demonstrationen vom Publikum ausblieben, gewissermaßen nur als Schemen fühlte.

In solchen Tagen sah er stundenlang ins Glas, in